

Dieter Bednarz
**Mann darf sich
doch mal irren!**

Unser Leben nach
der Wickelfront

Roman

Langen*Müller*

Dies ist eine Leseprobe des LangenMüller Verlags.




© 2013 LangenMüller in der
F. A. Herbig Verlagsbuchhandlung GmbH, München
Alle Rechte vorbehalten

Umschlaggestaltung: Wolfgang Heinzel
unter Verwendung einer Illustration von Dirk Schmidt, München
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling

Gesetzt aus: 10,7/14 pt. Garamond BQ und 10/14 pt. Helvetica Neue light
Druck und Binden: GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany
ISBN 978-3-7844-3337-0

Auch als  book

www.langen-mueller-verlag.de

»Werther musste sterben,
damit Goethe leben konnte.«

Dieter Lindemann

Rom, im Frühjahr

Haben wir nicht alle einen Ort, nach dem wir uns sehnen, wenn uns die Welt grau und widrig erscheint, wenn Kälte und Tristesse von unserer Seele Besitz ergreifen? Hat nicht ein jeder diesen verheißungsvollen Platz, an den er sich in seiner Fantasie zurückzieht wie die Katze an den warmen Ofen, weil er genug hat von der Last und Mühsal des Alltags? Sind wir nicht selig wie ein Kind, das wir in unseren Armen wiegen, wenn das Imaginäre auf wundersame Weise Wirklichkeit wird?

Ich empfinde dieses Glück – endlich. Ich bin angekommen an meinem magischen Ort, an den ich geflohen bin in traurigen und harten Zeiten, an Tagen, die mir durch so viele Ängste schwer erschienen. Ich bin eins mit mir und meinen Wünschen – auch wenn dieses Gefühl der Erfüllung nur einen Espresso lang währt. Denn mein Sehnsuchtsort ist ein eher kleines Café, das aber einen großen Namen hat.

Andere mögen mit dem »Rosati« lediglich eine Lokalität in Rom verbinden, wenn auch eine der bekanntesten und traditionsreichsten, in der sie schnell ein Tässchen trinken, um mal da gewesen zu sein. Ich habe im »Rosati« schon als Romanistikstudent glückliche Stunden verbracht, schwer verliebt in meine Kommilitonin Barbara. All die Jahre, die seither vergangen sind, brauchte ich nur die Augen zu schließen, und ich saß wieder dort, händchenhaltend mit der einzigen blonden Italienerin, die ich seinerzeit kannte.

Schon damals, vor über dreißig Jahren, war ich fasziniert von der internationalen Atmosphäre des »Rosati«, von der Historie dieses Cafés, das seit 1922 mehr ist als nur eines der Lokale an der Piazza del Popolo. In den Anfängen fanden hier Intellektuelle und Künstler, vertrieben aus ihren Heimatländern, zueinander und dadurch ein Stück Heimat; später wurde das »Rosati« für die Reichen und Schönen zum Tempel des »Dolce Vita«, zu dem auch Fellini kam, auf der Suche nach Anregungen für seine Filmstoffe.

Nun sitze ich selber hier, unter der warmen Frühjahrs-sonne auf der Terrasse, genieße die Atmosphäre, von der sich Rossellini und Pasolini haben inspirieren lassen, sitze vielleicht an genau jenem Platz, an dem schon Calvino und Moravia Ideen für ihre Werke notierten. Und ich sitze hier nicht als Cappuccino-Tourist, sondern als Autor; zumindest mache ich mir Notizen, denn nun schreibe auch ich an etwas Größerem.

Mit meinem schwarzen Büchlein, der Bleistiftsammlung und dem kleinen, silbernen Anspitzer – einer Erinnerung an vermögendere Zeiten – gehöre ich fast schon zum Inventar. Ich habe meinen festen Platz hinten rechts, unter der Markise, die mir an schönen Tagen Schatten spendet und mich manchmal auch vor Regen schützt, der aber hier in Rom meine Stimmung noch nie getrübt hat.

»Bon giorno, Signore Dieter, che si gode del suo Caffè.« Sebastiano ist ein liebenswert altmodischer Mensch. Für ihn bin ich noch immer der »Herr«, obgleich ich ihn, den Älteren, auf seinen ausdrücklichen Wunsch hin nur beim Vornamen nenne. Es wäre zu wenig, Sebastiano nur den perfekten Oberkellner zu nennen. Im »Rosati« ist er eine Institution, die graue Eminenz, obwohl er schwarzes volles Haar hat, auch mit seinen sechsundsechzig Jahren noch.

»Ich habe ihn selbst zubereitet«, sagt Sebastiano in seiner gleichmütigen Freundlichkeit, als er die Tasse neben mein Notizbuch stellt. Dass er sich hinter den Tresen stellt, die Bohnen mahlt,

das Pulver presst und brüht, ist eine besondere Ehre. Vor einem halben Jahrhundert hat er im »Rosati« als Barista begonnen, keiner macht den Espresso so gut wie Sebastiano.

»Grazie«, sage ich und blicke aufmerksamer zu ihm auf als sonst. Als Journalist, der ich einmal viele Jahre war, habe ich manchmal so eine Ahnung.

»Was ist los, Sebastiano?«, erkundige ich mich, während ich an meinem Espresso rieche. Ohne den Kult des »odorare«, des Erfreuens am Aroma, darf man ihn nicht trinken, schon gar nicht, wenn Sebastiano ihn bereitet hat. Danach genießt man den Espresso in kleinen Schlucken. Auch die Kunst des »gustare«, des bewussten Schmeckens, hat Sebastiano mich gelehrt. In Berlin habe ich Kaffee tassenweise getrunken. So wie Anne ihn in unserer Kantine gemacht hat, war er wirklich gut. Für Sebastiano wäre er trotzdem nur »schwarzes Wasser«.

»Nichts ist, Herr Dieter, tutto in ordine«, sagt er. Alles in Ordnung. Sebastiano sagt es hastig, als wolle er die Tür zu seiner Seele schnell zuschlagen, bevor ich durch Nachfragen gleichsam meinen Fuß dazwischensetze.

»Das wird ein sehr schöner Tag heute«, sage ich und blinzele hinaus auf die Piazza del Popolo. Es ist noch keine neun. Unter dem Obelisken, der weithin sichtbar mitten auf dem Platz steht, sammeln die Fremdenführer ihre ersten Gruppen. Noch kann ich das Plätschern der vier Brunnen unter dem Pfeiler bis zu meinem Tisch hören. In solchen Momenten habe ich das Gefühl, auch mal selbst auf der Sonnenseite des Lebens zu sitzen. Allerdings ist mein neues Leben hier in Rom noch jung, jedenfalls gemessen an den gut fünfzehn Jahren, die bereits hinter mir liegen.

Aber Sebastiano benimmt sich heute anders als sonst. Falls ich es, während ich mich konzentriert über meinen Text beuge, richtig bemerkt habe, ist er erst vor einer halben Stunde gekommen. An anderen Tagen ist er immer schon vor sieben im Café, schiebt die Rollläden hoch, richtet den Sonnenschutz aus und

genießt bei einer Zigarette den Blick über den Platz, beobachtet, welche Besucher schon an den Portalen der berühmten Zwillingskirchen rütteln, die direkt auf der anderen Straßenseite stehen. Im linken der beiden Gotteshäuser, der Basilica Santa Maria di Monte Santo, die sie nur »Chiesa degli Artisti« nennen, die Kirche der Künstler, wurde Sebastiano getauft, dort hat er vor dreißig Jahren seine Gina geheiratet und vor drei Jahren die älteste Tochter Romina als stolzer Brautvater zum Altar geführt. Heute aber achtet Sebastiano nicht auf die Touristen, sein Blick verliert sich im Ungefähren. Sind seine Augen gerötet, als habe er geweint? Ich kann mir bei diesem stolzen Römer, so hochgewachsen und aufrecht, gar nicht vorstellen, wie er sich Tränen von den Wangen wischt.

»Der Tag ist zu schön, um ihn traurig zu beginnen«, sage ich dennoch. Mein Blick geht hinauf zu den Kuppeln der beiden Kirchen. Die Sonnenstrahlen lassen sie glänzen. Ich will Sebastiano nicht in Verlegenheit bringen, indem ich ihn bei dieser heiklen Bemerkung auch noch anschau. Vielleicht liege ich völlig falsch.

Sebastiano schaut weiter auf den Platz, aber er strafft sich, sammelt sich, scheint seinen ganzen Mut zusammenzunehmen. Er rückt den Stuhl an meinem Tisch zurecht und setzt sich.

»Herr Dieter«, sagt Sebastiano, der zwei Stimmen zu haben scheint. Die sonore, ewig gleiche, freundliche des Oberkellners und die des Privatmannes Sebastiano, die jetzt schwach und unsicher klingt.

»Herr Dieter«, sagt er erneut, als wolle er einen neuen Anlauf nehmen und brauche den Schwung der Anrede für den zweiten Teil des Satzes, »haben Sie schon einmal wegen einer Frau geweint?«

Ich sehe diesen Mann an, der auf mich so viel männlicher wirkt, als ich mich je gefühlt habe, und suche nach Worten. Mein Italienisch ist gut, aber bei solch einem Thema muss ich nach Worten suchen. »Sebastiano, mein Weg hierher war nicht

einfach. Glauben Sie mir, ich weiß, wie schwer es ist, als Mann die eigenen Tränen zu ertragen.«

Ich nippe an meiner Tasse. Diesmal umfasse ich sie mit beiden Händen, als könnte ich an diesem kleinen Porzellangefäß Halt finden. Es ist meine Geschichte, die ich jetzt wieder vor Augen habe. Aber ich sage nichts.

»Herr Dieter, meine Gina hat mich betrogen. Sie hat einen anderen Mann.«

»Sebastiano, sind Sie sicher?« Seine Frau ist gut fünfzehn Jahre jünger und eine attraktive Person. Aber auf mich wirkte sie treu und brav, wenn sie ihren Mann hin und wieder zum Feierabend im Café abholte.

Sebastiano schlägt die Augen nieder. Ich hätte mir meine Zweifel schenken können. »Wollen Sie mir Ihre Geschichte erzählen, Sebastiano?«, frage ich.

Er schüttelt den Kopf. »Nein, Herr Dieter. Ich will nur wissen, wie lange es wehtut.«

»Das weiß ich nicht, Sebastiano. Ich habe Esther verletzt, nicht umgekehrt. Sie müssten wohl Esther fragen.«

Sebastiano zupft an den Manschetten seines weißen Hemdes, das er zum schwarzen Anzug trägt, er lockert den Knoten seiner dunklen Krawatte, die sonst selbst bei größter Hitze korrekt gebunden ist. Ganz die alte Schule, ein Vorbild für seine adretten Kellner in ihren beigen Uniformen mit den goldenen Knöpfen.

»Verzeihen Sie, Herr Dieter, aber jetzt und hier kann ich nur Sie fragen. Ich bin sicher, Sie werden aufrichtig erzählen.«

»Esther hat ihre eigene Version von dem Geschehenen.« Ich trinke den Rest meines Espressos, aber nicht »piano, piano«, sondern schnell und hastig. Ich werde einfach kein richtiger Italiener mehr.

»Erzählen Sie mir trotzdem, wie es war«, sagt Sebastiano mit einer überraschenden Bestimmtheit. »Erzählen Sie mir, warum Sie Esther das angetan haben. Vielleicht verstehe ich danach meine Gina besser.«

So habe ich mir den Vormittag nicht vorgestellt. Ich wollte mich mit ein paar Sätzen der Anteilnahme als einfühlsamer Mensch zeigen. Ich wollte weiter an meinem Buch schreiben, bis Maria vorbeischaute. Ich wollte mit ihr in der Sonne sitzen, vielleicht würde uns Donata die Freude machen und in ihrem Kinderwagen schlafen, und wir könnten uns einen kleinen Prosecco gönnen. Oder einen Rotwein, je nachdem, wann Maria tatsächlich kommen würde. Was Pünktlichkeit anbelangt, ist sie Italienerin und wird es immer bleiben.

Wenn mir jemand im vergangenen Sommer gesagt hätte, dass ich heute im »Rosati« säße, um auf Maria zu warten, und dass sie Mutter geworden wäre – ich hätte schallend gelacht: unmöglich. »Wenn es Ihnen schwerfällt, Herr Dieter, dann bitte lassen Sie es«, sagt Sebastiano. »Sie sind ein lieber Gast, den ich nicht bedrängen möchte.«

Bis jetzt hatte ich geglaubt, ich sei mehr als das. Nicht nur weil ich täglich komme, um zu schreiben, sondern auch wegen Maria, die zu dem großen Caféhaus-Clan zählt. Ich dachte, irgendwie würde das dann auch für mich gelten, den Mächtigen-Moravia aus Berlin. »Wo sollte ich da anfangen, Sebastiano?«, frage ich.

»Beginnen Sie damit, wie Sie sich kennengelernt haben, wie Sie glücklich waren«, meint Sebastiano. Ich bin sicher, ein feines Lächeln um seine Mundwinkel zu erkennen. Wer es im »Rosati« zum Oberkellner bringt, der weiß, wie man Menschen fängt.

Suchend schaue ich mich um. Warum kann Maria nicht um die Ecke biegen? Da vorne an der Kirche könnte sie auftauchen wie vom Herrn gesandt. Aber sie kommt nicht. Ich höre auch keine Donata schreien, auf die ich mich dann liebevoll kümmernd stürzen könnte. Keine Rettung in Sicht. Keine Szene auf der ganzen berühmten Piazza, mit der ich Sebastiano ablenken könnte.

Wo sind die vielen Prominenten und jene, die es gerne wären, wenn man sie braucht? Warum schlendert nicht gerade einer

von ihnen auf das »Rosati« zu, damit ich einen kleinen Befreiungsschlag versuchen könnte: »Sebastiano, schauen Sie, da drüben winken Ihnen Woody Allen und Soon Yi zu.«

Ich rühre verlegen mit meinem Löffel im Kaffeesatz. Dieter Lindemann, der Meister des Zeitgewinns, der König der Drückeberger.

Auf der anderen Seite der Piazza geht eine attraktive Frau an den Stufen der Basilica Santa Maria del Popolo vorbei. Das Haar, die Größe, der Gang: Es könnte Esther sein. Sie kommt in unsere Richtung. Sie überquert die Straße, setzt sich an einen Tisch in der ersten Reihe. Sie streicht ihr Haar aus dem Gesicht. Nur mit dem kleinen Finger. Wie Esther. Sie lacht wie Esther. Aber sie ist es nicht.

»Prego.« Stella serviert mir einen frischen Espresso. Sebastiano reicht sie einen Ristretto. Er hat ihr wohl ein Zeichen gegeben, ohne dass ich es bemerkt habe. Sebastianos diskreter Versuch, mich doch noch zum Erzählen zu bewegen.

Um ehrlich zu sein: Eigentlich zögere ich nur noch, weil ich nicht so recht weiß, wie ich beginnen soll. Mit meiner schweren Kindheit? Gott behüte – es gibt doch heute niemanden mehr, der nicht an seinem Elternhaus gelitten hat. Obwohl die Prägung meines Frauenbildes durch meine Mutter wunderbar zu erzählen wäre. Oder soll ich mit dem Höhepunkt meiner Vater-Karriere anfangen, auf den ich vor ziemlich genau einem Jahr zugesteuert bin? Immerhin bin ich seither ein Muster-Mann mit Auszeichnung, von einer Familienministerin öffentlich belobigt.

Nein, ich werde mit den Stunden davor beginnen, denn die sind viel bezeichnender als der große Auftritt selbst, von dem ich im Übrigen gar nicht weiß, ob er wirklich so glücklich war. Aber dazu kommen wir dann später.

In unserer Berliner Wohnung, in der längst eine andere Familie lebt, hatten wir eine Kleiderkammer. In unserem Fall ist die Bezeichnung treffend, denn die Kammer ist vollgestopft mit Esthers Kleidern. Ich muss daher schon ein wenig suchen, bis ich ihn irgendwo unter den Röcken und Kostümen finde, meinen einzigen dunklen Anzug. Er ist ein gutes Stück aus besseren Tagen, als Gratifikationsdefizit für mich nur ein Fremdwort war und nicht gelebter Alltag. Aber heute wird mein Feier-Tag. In wenigen Stunden werde ich die Anerkennung bekommen, nach der ich mich schon so lange strecke, vorausgesetzt, ich kann die Staubkruste aus den Nadelstreifen klopfen und dieses Teil aus meinen besten Jahren passt mir noch. Wenn ich schon mal eingeladen werde, will ich auch einen halbwegs guten Eindruck machen.

Ich schlüpfte also rein in meine alte Größe und zack – springt er ab, der Knopf am Bund. Es ist nicht länger zu leugnen, dass ich zugenommen habe. Zehn Kilo zu viel lassen sich nicht kaschieren, sosehr ich den Bauch auch einziehe.

»Esther«, rufe ich verzweifelt aus der Kammer. »Esther!«

Sie scheint mich nicht gehört zu haben. »Esther!«, brülle ich in unseren Flur hinein.

»Was willst du, Dieter?«, schreit sie aus der Küche.

»Bitte, komm einmal«, sage ich betont leise. »Ich brauche dich.« Leon kommt, immerhin. Mein mich liebender Sohn. »Papa, Papa?«

»Mama soll mir einen Knopf annähen«, erkläre ich. »Mama Papa helfen«, ergänze ich, weil der erste Satz nicht kindgerecht war. Ich sehe das so, auch wenn jeder zweite Erziehungsexperte meint, dass man mit Kindern wie mit einem Erwachsenen sprechen soll.

Nun steckt auch Luca seinen Kopf in die Kleiderkammer und läuft sofort wieder raus. »Papa hat die Hose putte macht. Hose put, Papa.« Das Sprachtalent hat er von mir.

Leon tippelt empört hinterher: »Mama!«

Kurz vor der Küche erwischt Leon seinen Zwillingenbruder, schubst ihn, wirft sich auf ihn, noch bevor Luca auf dem Boden aufschlägt. Ich versuche sie zu trennen, mir rutscht die Hose auf die Knöchel. Warum hat Esther auch den Knopf noch nicht angenäht? Ich falle auf meine Söhne. Esther stürzt aus der Küche, Lenny an sich gedrückt, in Stillhaltung. Ich sehe ihre freie Brust. »Was ist hier los?«, herrscht sie mich an. »Kannst du denn nicht mal auf die Kleinen aufpassen?«

Was hätten wir früher, als die beiden so alt waren wie jetzt Lenny, aus dieser Situation gemacht? Ich mit heruntergelassener Hose am Boden, Esther mit blankem Busen über mir: Wir hätten unsere schreienden Zwillinge auf den Arm genommen, Esther vermutlich Leon, ich wohl Luca. Ich hätte gesagt: »Du hast übrigens immer noch wunderschöne Brüste.«

Und sie hätte gelacht und dabei Leon getröstet, während ich Luca beruhigt hätte. Und dann hätte Esther gesagt: »Ich habe nichts dagegen, wenn du die Hose runterlässt, aber bitte erst heute Abend, wenn die Kinder schlafen.«

Und dann hätte ich ihr ins Ohr gebissen, wir hätten beide gelacht, und alles wäre gut gewesen.

Heute dagegen belle ich zurück: »Nichts habe ich getan! Ich brauchte nur deine Hilfe! Das ist kein Verbrechen, wenn ein Mann seine Frau um etwas bittet!«

»Alles war gut«, schreit sie zurück, »bis du deinen Kleiderkammer-Zirkus gestartet hast. Kannst du dir deinen Anzug nicht alleine anziehen? Muss ich auch das noch machen?«

Ich nehme Leon und Luca an die Hand und sage: »Kommt, wir gehen, das müssen wir uns nicht anhören.« Die Jungs zögern. Ich hebe beide hoch und will nach vorne ins Wohnzimmer. In Tippelschritten, weil mir die Hose noch immer auf den Knöcheln hängt.

»Lass die Kinder aus dem Spiel«, giftet Esther. »Nimm du deinen Anzug und lass uns hier in der Küche in Frieden.« Das reicht natürlich, um schnurstracks wieder umzudrehen. Bloß keine Feig-

heit vor dem Feind. Noch ist das meine Wohnung, noch kann ich mich hier frei bewegen, wenn auch mehr stolpernd.

»Das ist auch meine Küche«, sage ich und baue mich vor Esther auf.

»Geh«, sagt sie. »Geh zu deinem Kongress und lass uns in Ruhe.«

Sie kramt in der Küchenschublade und reicht mir eine Sicherheitsnadel. »Nimm die, wird schon halten bis heute Abend.«

»Gib her«, sage ich, ziehe meine Hose hoch und verziehe mich in die Kleiderkammer. Alleine. Fünf Quadratmeter Ruhe.

Ich suche mir ein Paar dunkle Socken zusammen. Ich finde ein schönes Hemd, wo der Kragen noch nicht vollends durchgescheuert ist. Ich schaue aufs Etikett. Brooks Brothers. Wann war ich zuletzt in New York? Kurz bevor die Zwillinge geboren wurden.

Ich blicke in die Küche: »Tschüss.«

Esther stillt noch immer Lenny. Leon und Luca malen. Ein Bild des Friedens und des Glücks. Und so trügerisch.

Esther blickt kurz auf und sagt: »Mach's gut.«



Ich gönne Dieter seinen Auftritt heute Abend. Ich würde mich sogar mit ihm freuen, wenn er nicht so ein Theater gemacht hätte. Er sagt, seine Nerven lägen blank. Glaube ich ihm gerne. Aber meine auch. Deshalb bin ich froh, dass er gegangen ist. Jede Minute länger hätte es nur schlimmer gemacht. Raus. Weg. Ruhe. Ich kann ihn nicht mehr sehen. Der Gedanke erschrickt mich. Ist es schon so weit? Was ist nur aus uns geworden?

Wir waren mal ein Paar, bei dem der eine den anderen gestützt hat. Dass wir Eltern von diesen drei Jungs sind, das haben wir nur geschafft, weil wir beide an einem Strang gezogen haben. Zumindest die meiste Zeit. Aber der Dieter, der sich da abends auf die Couch wirft und den selbst Fränki nicht mehr zu einer Joggingrun-

de am Kanal bewegen kann, das ist nicht mehr der Mann, den ich an jenem 14. Oktober kennengelernt habe. Das ist nicht der Dieter, den ich in Balapitiya geheiratet habe, der so lange als unser Glückstag galt. Dieter ist ein Jammerlappen geworden, der in Selbstmitleid zergeht. Statt mir Kraft zu geben, saugt er mich aus, schlimmer als Lenny.

Ich bin Scheidungsanwältin. Ich rate allen Mandanten zur Vorsicht, zu Eheverträgen. »Seien Sie realistisch, bedenken Sie schon vor der Eheschließung das Ende gleich mit.« Bei meiner Ehe habe ich diese Gedanken weggewischt. Dieter und ich, das ist für immer und ewig – habe ich gedacht. Jetzt frag ich mich: Wo ist der Mann, der mich stützt? Der mir die Last nimmt, statt mir neue aufzuladen? Merkt er denn nicht, dass auch ich meine Sorgen habe? Die Trennung von der Kanzlei fällt mir viel schwerer als gedacht, auch wenn sie mit der Übernahme durch Lea in der Familie bleibt. Ich will gar nicht wissen, wie Vater reagiert hätte, wenn sie in fremde Hände gegangen wäre. Da, wo heute der Kopierer steht, hatte er seinen Schreibtisch, als er vor mehr als einem halben Jahrhundert einstieg bei Schmitz & Gerber. Damals war das die Kammer für den Referendar. Später hat Vater die Kanzlei übernommen und zu dem gemacht, was sie lange war: eine feine Adresse mit einem guten Ruf, auch wenn Vater kein Fachanwalt war. Den Ruf konnte ich halten, den Umsatz nicht. Nach drei Kindern ist er halbiert. Ob ich den Absprung geschafft hätte, wenn dieses Mandat der Familie von Plöttnitz nicht gekommen wäre wie ein Geschenk des Himmels? Als starke Frau müsste ich sagen: selbstverständlich. Aber ich bin keine starke Frau, jedenfalls nicht in dieser Zeit. Ich habe zu viele Abschiede zu bewältigen.



Natürlich hatten wir auch mal gute Zeiten. An unsere erste Begegnung vor gut zehn Jahren erinnere ich mich noch genau. Ein wunderbarer Tag. Berlin at its best. Sonnig, warm, laues

Lüftchen, Müßiggänger und Touristen flanieren auf den Boulevards. Vor dem »Einstein« sitzt der halbe Bundestag, die andere Hälfte vor dem »Borchardt«. Ich hocke in der Redaktion. Dieser Mittwoch sollte mein Glückstag werden – obwohl er damit beginnt, dass der Chef mich zu sich ruft.

Becker ist ein Sandwich-Heini. Nicht ganz oben, nicht ganz unten. Druck von beiden Seiten. Becker aber findet, er sei zu Höherem bestimmt. Wie das so ist im Leben: Zwischen Selbstwahrnehmung und Fremdbewertung liegt mehr als nur ein Und. Ich weiß, wovon ich spreche. So ist Becker seit Jahren Vorarbeiter in der Abteilung Internationales und höchst unzufrieden mit der Welt, die ihn verkennt. Diesmal bekomme ich das ab.

»Lindemann«, scheppert es aus der Tröte. Das ist eine kleine Box, die bei uns in der Redaktion auf jedem Schreibtisch steht. Wenn der Chef einen von uns sprechen will, kann ihn keine besetzte Telefonleitung aufhalten. »Ob Sie mal rüberkommen?«

Was für eine Frage. Ein Nein kann ich mir nicht erlauben. Becker sitzt bereits ab acht in seinem Zimmer und schreitet den Horizont ab, intellektuell. Meistens liest er sich nur Einschätzungen aus Kommentaren anderer Blätter zusammen. Darin allerdings ist er höchst geschickt. Keiner übernimmt Thesen so talentiert wie er.

Becker hat es zu einem beeindruckenden Eckzimmer gebracht. Er schaut auf das Brandenburger Tor. »Die Gegenwart der Vergangenheit«, erzählt er gern Besuchern und streicht mit der Hand über seinen kahlen Schädel. Die Aussicht hat, wer bei uns etwas darstellt. Die Nähe zur Historie können wir uns leisten, denn wir sind das größte Blatt Deutschlands, Europas, der ganzen Welt. Sogar des Universums, obwohl unsere Wissenschaftsredaktion bei dieser Behauptung doch zur Vorsicht mahnt. Ich habe von dem Ruhm wenig. Ich sehe nur in den Innenhof.

Bevor ich bei Becker (»Meine Tür steht immer offen«) klopfe, ordne ich noch einmal meine wenigen Strähnen und bereite mich mental auf eine kleine Lektion in Sachen Journalis-

mus vor. Becker interessiert nicht, dass ich zehn Jahre länger bei dem Laden bin als er und schon Titelgeschichten geschrieben habe, während er bei seiner Volkszeitung im Osten auf die Wende nicht mal zu hoffen wagte. Er weiß, dass er sich dennoch auf mich verlassen kann; zu schätzen weiß er das nicht. Ich sei ihm einfach »zu schwierig«, hat er mir einmal gesagt. Außerdem würde ich mein »Potenzial nicht ausschöpfen«, meinte er. »Schreiben ist nicht Ihre Stärke, Lindemann, wenn ich das mal in aller Freundschaft sagen darf.« Das ist die Art von Freundschaft, auf die ich gut verzichten kann.

Wie Becker gerade drauf ist, zeigt seine Körperhaltung. Legt er seine Füße lässig auf den Schreibtisch, ist er halbwegs erträglich. Dann will er einem nur die Welt erklären, so wie sie ihm zuvor von unserer Chefredaktion erklärt wurde. Sitzt er ordentlich auf seinem Stuhl, will er die Arbeit weiterreichen, die ihm aufgetragen wurde. Dann ist Habtachtstellung angeraten. Heute ist es mal wieder so weit. Becker, blickt mich fest an und sagt: »Hamudistan.«

War klar, überrascht mich nicht. In dem islamischen Land, von dem wir seit Heinz Erhardt wissen, dass es zwischen Iran und Persien liegt, haben Revolutionswächter einen deutschen Kaufmann verhaftet. Einen kleinen Krauter, aus dessen Schicksal das Regime nun politisches Kapital schlagen will. Dass er mich auf den Fall anspricht, liegt daran, dass ich bei uns für Nah- und Mittelost zuständig bin, so eine Art Peter Scholl-Latour für Arme.

»Alles im Blick, Herr Doktor«, sage ich und berichte, dass ich längst Kontakt habe zum Auswärtigen Amt, das den armen Kerl in dem Geiseldrama gegenüber dem Regime in Hamudistan vertritt. »Ich treffe meinen Gewährsmann im AA heute zum Hintergrundgespräch«, versuche ich zu punkten.

Becker nickt gefällig. Gut gemacht, Lindemann, sage ich mir im Stillen. Die erste Klippe hast du schon mal umsegelt. Ich finde es erbärmlich, mich in meinem Alter so rechtfertigen zu müssen. Aber das Leben ist nun mal nicht gerecht.

»Wieso haben wir die Akte noch nicht?«, fragt Becker scharf.

»Denken Sie, wir sind ein Monatstitel?«

»Weil mein Mann selbst erst heute Mittag an die Dokumente aus Hamudistan rankommt«, entgegne ich. »Aber wenn ich Glück habe, lässt er mich einen Blick hineinwerfen.« Ich gebe zu, ich bin ein wenig stolz, einen so guten Informanten an derart wichtiger Stelle im Amt zu haben. Ich hoffe, Becker wird meinen kleinen Erfolg honorieren. Tut er nicht.

»Warum nur einen Blick hineinwerfen? Warum gibt er Ihnen nicht Kopien der Akte?«, fährt er mich an.

»Weil er in der Kürze der Zeit keine Gelegenheit hat, sie durch den Kopierer zu schicken, unauffällig«, sage ich. Ist dieser Becker denn nie zufrieden?

Er legt die Beine hoch. Das heißt, dass ich abtreten darf. Das mache ich dann auch schleunigst, bevor ihm noch eine Belehrung in Sachen Journalismus einfällt.

Zu Dienstfahrten nehme ich immer eine Taxe, eigentlich. Ich komme auch sonst nicht mit meinem Wagen ins Büro. Mein Parkplatz in Kreuzberg ist mir zu kostbar, um ihn aufzugeben. Aber an diesem Abend will ich rausfahren zum Wannsee, zu meinem wöchentlichen langen Lauf. Da draußen zu joggen ist wie Urlaub, solange ich mich fernhalte von den Villen meiner Verlegerin und meines Chefredakteurs. Womöglich kann ich vom AA gleich los. Wenn ich einen Blick in die Akte werfen kann, wird Becker schon nicht mosern, wenn ich erst morgen früh wieder in der Redaktion auftauche.

Aber Becker kann mich nicht einmal in Frieden Auto fahren lassen. Ich bin noch nicht halb aus der Tiefgarage raus, als er ruft. Und ich Depp, eilfertig wie immer, fingere nach dem Handy, irgendwo in meinem Jackett.

»Ja, bitte«, sage ich, während ich mit einer Hand versuche, mich an der Ampel Richtung Friedrichstraße einzufädeln.

»Lindemann«, klingt es schneidend. Becker muss zu viele Krimis gesehen haben, in denen es diese Szene gibt: Der Verdäch-

tige wiegt sich schon in Sicherheit, da platziert Inspektor Colombo noch eine entscheidende Bemerkung.

»Ich will die Akte auf dem Tisch haben, komplett, Lindemann«, kommandiert Becker. »Mit den Anwaltsbriefen ans Auswärtige Amt, der Korrespondenz mit Hamudistan und was der Mann eventuell aus der Todeszelle geschrieben hat. Die Akte, Lindemann.«

Ich sehe die Radfahrerin nicht, obwohl sie, wie ich später feststelle, sehr hübsch ist. Ich bin zu sehr damit beschäftigt, mein Handy wieder wegzustecken, und kann das Steuer nicht schnell genug rumreißen. Ich erwische die Frau am Hinterrad. Ich ramme sie nur leicht, sie kann einen Sturz noch vermeiden. Aber doch schlimm genug, um nicht einfach so weiterfahren zu können.

»Lindemann«, sage ich und reiche ihr die Hand. »Dieter Lindemann.«

»Klingt wie Bond«, sagt sie, »wie James Bond. Der fährt auch alle über den Haufen.«

»Entschuldigung«, stammele ich. »Ich habe Sie nicht gesehen.«

»Das habe ich gemerkt«, sagt sie ganz freundlich. Sie zickt nicht, sie macht keinen Aufstand. Sie schiebt ihr Rad auf den Bürgersteig. Ich trotte hinter ihr her, ohne auf die hupenden Fahrer hinter mir zu achten, denen ich den Weg versperre.

»Wollen Sie nicht weiterfahren?«, fragt sie.

»Nein«, sage ich, »ich muss doch erst mal sehen, ob Sie unversehr sind.«

Sie zieht ihren Rock ein Stück höher als notwendig. Ich sehe, dass sie schöne Beine hat. »Alles unverletzt«, sagt sie.

»Alles makellos«, sage ich. Sie lacht, lacht mich an. Oder lacht sie über mich? In jedem Fall denke ich, dass ich so eine Mischung aus attraktiv und schlagfertig nicht einfach so weiterfahren lassen sollte.

»Wir müssen unsere Personalien austauschen«, sage ich, »falls sich Folgeschäden ergeben.«